

Sehnsüchte und Zumutungen

Die 74. Filmfestspiele von Locarno brachten eine überfällige Kurskorrektur

VON KIRSTEN LIESE

Wer hätte schon gedacht, dass sich das Kino trotz Corona und erschwerter Produktionsbedingungen fantasievoller und prächtiger in Locarno präsentieren würde als in den Jahren davor? Und das unverhofft auf einem der kleinsten unter den bedeutendsten europäischen Filmfestivals!

Das ist nicht unerheblich das Verdienst des neuen Festivalleiters Giona A. Nazzaro, der mit gutem Geschmack und einer überfälligen Kursänderung für sich einnimmt: Statt sperrigen und ratlos stimmenden Produktionen, die in der Ära seines Vorgängers Carlo Chatrian vielfach den Wettbewerb dominierten, setzte er auf eine kluge, ausgewogene Mischung aus populärer und anspruchsvoller Filmkunst.

Eine besonders ausgeprägte künstlerische Handschrift offenbarte das russische Drama „Medea“, das jedoch von der Jury unbeachtet blieb. Das mag damit

Eine kluge Mischung aus anspruchsvollen und populären Filmen

zu tun haben, dass sich die heutige Adaption von Regisseur Alexander Zeldovich nur bruchstückhaft an die antike Tragödie anlehnt und von einem Emanzipationsverständnis getragen ist, über das sich angesichts einer Heldin, die sich von einem sexuellen Abenteuer ins nächste stürzt, streiten lässt.

Faszinierende, surreale Landschaften in Cinemascope, eine kühne Experimentierfreude, spannungsgeladene Einzelszenen und eine elegisch-meditative Musik von großer Sogkraft, einstudiert von Stardirigent Teodor Currentzis, machen diesen Film aber zu einem außergewöhnlichen Kinoerlebnis.

Den Goldenen Leoparden für den besten Film gewann indes die mit deutschen Koproduktionsgeldern finanzierte indonesische Komödie „Die Rache ist mein, alle anderen zahlen bar“, auf der weiten Skala von unterhaltsam bis künstlerisch hochwertig eher am unteren Ende zu verorten.

Bei aller Sympathie für die unerschrockene, mit Bärenkräften gesegnete Heldin, die keine Mühe hat, omnipotente Kämpfer niederzuringen, spießt dieser Film doch, inspiriert von Kung-



Saskia Rosendahl in „Niemand ist bei den Kälbern“

Foto: Max Preiss/WeydemannBros./dpa

Fu-Filmen, recht simpel Macho-Klischees auf.

Gerade im Hinblick auf starke Frauenfiguren ließen sich in allen Sektionen weitaus apartere Persönlichkeiten entdecken, allen voran die zur besten Hauptdarstellerin gekürte Anastasiya Krasovskaya, in deren nachdenklichem Gesicht all die Zumutungen geschrieben stehen, die das Leben ihr zwischen familiärer Gewalt und käuflichem Sex in der russischen Provinz aufbürdet.

Trotz permanenter Konfrontation mit verkrachten Existenzen und heruntergekommenen Orten wirkt „Gerda“ jedoch weniger knallhart als zahlreiche andere Sozialdramen um junge ausgebeutete Frauen im osteuropäischen Prostituiertenmilieu, dies dank einer metaphysischen Note, die Natalia Kudryashova in ihre Geschichte einbringt. Mehr als einmal wird sie zu einem rettenden Engel. In einer besonders drastischen Szene bündigt sie mit dem Gesang eines schlichten Kinderliedes eine Horde wild gewordener, nackter Männer, die sich erbarmungslos auf eine Kollegin stürzen wollten, die gerade vor ihren Augen schwer narkotisiert zusammengebrochen ist.

Wie es sich anfühlt, von einem erwachsenen Mann sexuell

benutzt zu werden, erfährt auch die Protagonistin in der leisen Studie „Niemand ist bei den Kälbern“, wenn gleich unter gänzlich anderen Vorzeichen. Mit vielsagenden Blicken und Gesten, die ihr im Nebenwettbewerb „Filmemacher der Gegenwart“ eine Auszeichnung als beste Hauptdarstellerin eintrugen, lotet Saskia Rosendahl die Befindlichkeiten und ungestillten Sehnsüchte einer jungen Frau aus, die der Alltag auf einem Bauernhof anodet.

Schon lange nicht mehr war übrigens das deutsche Autorenkino in Locarno mit einem vergleichbar starken Beitrag vertre-

Sabine Azéma, eine Grande Dame des französischen Kinos

ten, eigentlich hätte diese überzeugende Romanadaption in den gewichtigeren internationalen Wettbewerb gehört.

Aber nicht allein der Nachwuchs wartete in Locarno mit großer Schauspielkunst auf, sondern in Gestalt von Sabine Azéma auch eine Grande Dame des französischen Kinos. An ihrer Schweizer Landadeligen, um deren Gunst nach Ende des Ersten Weltkriegs zwei heimatlos gewordene junge Rotkreuzschwestern rivalisieren, entzün-

det sich die Geheimnishaftigkeit in dem vielschichtigen Psycho-drama „La Place d'une autre“.

Der Überlebenskampf der einen Kandidatin, die sich zulasten der anderen immer tiefer in eine falsche Identität hineinschwindelt, wirkt in seiner Folgenreichheit allein schon abgründig, vor allem aber aus der Ungewissheit und der Undurchschaubarkeit seiner Schlüsselfigur bezieht der Krimi seine Spannung: Wie lange vermag die Lüge eine zarte Frauenfreundschaft zu nähren?

Doch nicht zum ersten Mal bevorzugte die Jury für den Regiepreis mit Abel Ferraros Paranoia-Thriller „Zero and Ones“ ein Werk, das mit seiner verklau-sulierten Erzählweise Kontroversen auslöst.

Nachvollziehbar erschien der Spezialpreis der Jury für den chinesischen Beitrag „A New Old Play“. Am Beispiel eines Opernsängers und ausschließlich mit Theater-Szenen lässt er die gesamte Geschichte Chinas im 20. Jahrhundert mit magischer Poesie Revue passieren.

Mit einer solchen Bilanz startet der neue Festivalleiter Nazzaro sehr vielversprechend in seine neue Ära. Auf die kommende 75. Jubiläumsausgabe und die weitere Entwicklung darf man gespannt sein.

Und pfeifen kann sie wie Ilse Werner

Anna Depenbusch in der Kölner Philharmonie

VON CHRISTIAN BOS

Das erste Lied ist gespielt, aber jetzt geht es irgendwie nicht weiter. Anna Depenbusch verharrt stumm am Klavier, die Handflächen aufeinander gelegt wie zum Gebet. So lange, dass das Publikum in der Kölner Philharmonie die Stille schließlich mit nervösem Klatschen füllt. Sie sei, sagt Depenbusch als sie die Sprache wiedergefunden hat, schlicht überwältigt. Davon, wie gut sich das anfühle, wieder vor Menschen zu singen, wieder Gemeinschaft zu spüren.

Darauf kommt die Liedermacherin aus Hamburg im Laufe des Abends noch einige Male zu sprechen, dass es eben etwas völlig anderes sei, zusammen in einem Raum Kultur zu erleben, als alleine vorm Bildschirm. Eigens erwähnen müsste sie es nicht. Wir haben es ja auch gespürt, von Anfang an, und waren nicht minder gerührt.

Der Funke springt sofort über: Depenbusch behauptet zwar, dass ihre Lieder durchkomponiert im Kosmos schweben und nur darauf warten, zu ihr zu kommen – insofern ist sie Platonikerin – tatsächlich ist sie jedoch sehr geschickt darin, ihre Liebes- und Alltags-Chansons so zu schreiben, dass sie sich erst in der Live-Performance, im Kopf des Zuhörers verfertigen.

Liebe durchbuchstabiert

Wenn sie, wie in „Alphabet“ den Verlauf einer Beziehung durchbuchstabiert („A wie der Anfang, wo alles begann“), glaubt man zu wissen, wohin der Hase läuft – so furchtbar originell ist die Idee nicht. Und ist dann umso entzückter über die Begriffe, die Depenbusch im Stadt-Land-Lie-

be-Spiel gefunden hat: „S wie Sofa, auf dem du heut' schläfst“.

Behauptete sie von sich „Alte Schule“ zu sein und dementsprechend das Wort mit „F“ oder mit „B“ niemals in den Mund zu nehmen, führt einen kurz darauf der Endreim unweigerlich auf die „Bitch“. Sie muss sie dann eben gar nicht mehr aussprechen. Verwendet stattdessen aus der Zeit gefallene Wörter wie „adrett“ – und klingt dabei herrlich kokett.

Gelegentlich kann das schiefgehen: Mit „Tim 2.0“ will sie ihr Liebesreigenlied „Tim liebt Tina“ vom ersten Album weiter erzählen – und landet bei einem müden und angejahrten Witz über Yuppies und Zumba-Kurse: Zwischen Leichtigkeit und Banalität gähnt ein Abgrund.

Wenn Anna Depenbusch schlussendlich aber immer auf der richtigen Seite landet, liegt das vor allem an ihrer sagenhaft sicheren Intonation, dank der sie im Flügelschlag vom verschwörerischen Parlando zum himmelhoch strebenden Sopran wechselt. Pfeifen wie Ilse Werner kann sie zudem.

Drei Zugaben muss sie geben, die lustigste davon heißt „Benjamin“ und handelt vom kurzen Liebesabenteuer mit dem Nachbarn, das sich erst recht, als der eine Neue hat, die seinen Namen durch die dünnen Wände in orgastischer Verzückung jodelt: Das ist der Refrain. Bitte alle mitsingen, fordert die Chansonnière.

Es wird wohl das erste Mal gewesen sein, dass ein paar hundert Menschen durch FFP2-Masken gleichzeitig einen Orgasmus simuliert haben. Anna Depenbusch hat schon recht: Es ist etwas völlig anders, so etwas gemeinsam zu erleben.



Anna Depenbusch, gerührt am Flügel

Foto: Eduard Bopp

MITMACHEN
UND
GEWINNEN

DEIN GLÜCKSTAG

Jeden Dienstag – die EXPRESS-Verlosung mit tollen Preisen